

Allgemeine Mode-Zeitung



Motto: Von dem Neuen das Beste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

65. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlstiche 6 Thlr.
mit Stahlstichen 8 Thlr.

Die südamerikanische Reise

des
Doctor H. C. Wessen.

Von
Ernst Freiherrn von Vibra.

(Fortsetzung.)

Er hatte sich die Schönheiten der See anders vorgestellt und vermiste namentlich die Romantik des Seelebens gänzlich. Dann speiste man, ohne Serviette zähes Salzfleisch; der harte Zwieback, welcher wohl schon verschiedene Reisen mitgemacht hatte, beherbergte eine zahlreiche Fauna von Käfern und Würmern; das bräunliche Wasser roch abscheulich und Wein wurde keiner gegeben, da das Schiff dem Mäßigkeits-Vereine angehörte.

Der Capitain war einsilbig oder barsch, die Matrosen mürrisch, und statt eines Duzend jovialer und neckischer Midshipmen befand sich ein sechs Fuß hohes, sommerfleckiges, äußerst mageres und mit röthlichen Haaren versehenes Subject an Bord, welches, obgleich zuverlässig zwanzig Jahre alt, dennoch „ein Zunge“ genannt wurde und wirklich der Prügelnabe der ganzen Mannschaft zu sein schien.

Nachdem man gegen schlechten Wind gekämpft, Windstille mit schweigendem Aerger ertragen und auf diese Weise sechs Wochen hinter sich hatte, erblickte

man in der Ferne St. Thomas und zwei Tage später näherte man sich einem dunklen und von wilden Schluchten durchfurchten Küstenlande, als man aber näher kam, wandelten sich allmählig dessen scheinbare Wüsteneien in ein reizendes pittoreskes landschaftliches Bild um.

Bald bemerkte man weitaußgedehnte Zuckerpflanzungen, Landhäuser und andere Gebäude, bald liebliche Baumgruppen, und Wessen, der kein besonderer Geograph war, begann allmählig die feste Ueberzeugung zu fassen, daß er das Ziel seiner Reise vor sich habe. Als er sich deshalb gegen den Capitain aussprach, antwortete dieser das erste Mal gar nicht, als aber der hartnäckige Passagier seine Ansicht wiederholt aussprach, sagte er grimmig und ihn über die Schultern anblickend:

„Martinique!“

Wessen ging schweigend in seine Coje, um aus einer Karte von Amerika, welche er glücklicher Weise mit sich führte, Trost und Belehrung zu schöpfen, und als er am andern Tage in St. Pierre ans Land gestiegen und einige Minuten später ein gebratenes Huhn und eine Flasche Wein vor sich stehen hatte, kam ein stiller Friede und eine Glückseligkeit über ihn, welche er nicht gekannt, seit er auf den Planken der „Hoffnung“ Salzfleisch gekaut.

Die reizende Mischung von europäischem und überseeischem Leben, welche Niemand besser als die Franzosen in eine Colonie zu bringen wissen, bezauberte Wessen vollständig und während ihm von der Höhe

aus die Stadt wie eine weiße, von den mächtigen Gebirgen fast erdrückte Linie vorgekommen, erschien sie ihm, nachdem er sie betreten, eine Art Paradies, auf höchst zweckmäßige Weise decorirt mit Cafés, Restaurationen, Gasthöfen und Opernhäusern und bevölkert mit weißen, farbigen und schwarzen Engeln.

Mein Gott! Wenn man sechs Wochen lang von keinen andern weiblichen Armen gewiegt worden als denen der bereits erwähnten alten Mutter Thetis und in kein Frauenantlig geblickt als in das der sogenannten keuschen Luna, ist man — — doch sehen wir nach unserm Wessen.

Er schwärmte und schwelgte drei Tage mit und unter den genußsüchtigen Bewohnern St. Pierres und als er am Abende des dritten Tages den Capitain traf und ihn fragte, wie lange er wohl noch im Hafen bleiben werde, erwiederte dieser einsilbig wie immer:

„Wes nich!“

Fast alle Capitaine geben unter ähnlichen Umständen eine ähnliche Antwort, Wessen aber beschloß noch einige Tage die Stadt zu genießen und hierauf eine Excursion ins Innere zu unternehmen.

„Martinique wird den Introitus meiner Reisebeschreibung bilden,“ sagte er zu sich selbst, „ich werde die reizende Insel mit gefälligen, aber scharfen Zügen zeichnen und so auch in der Folge das ganze Buch aus einer Reihe einzelner Bilder bestehen lassen. Wird sich machen, denke ich, ist, so viel ich weiß, neu und schreibt sich bequem.“

Zufällig traf er des andern Morgens den Capitain in einem Café und lud ihn ein mit ihm zu frühstücken.

Statt der Antwort sagte dieser:

„Wenn Sie mit wollen, so gehen Sie an Bord, in drei Stunden fahre ich.“

Auch dieses Verfahren ist den Capitainen eigen und wird aus uns unbekanntem Gründen häufig geübt.

Wessen aber, nachdem er sich von seinem Schrecken erholt, begab sich schleunig an Bord und segelte des Nachmittags auf der „Hoffnung“ aus dem Hafen von St. Pierre, ohne genau zu wissen wie er dorthin gekommen und noch weniger, aus welchem Grunde er diesen angenehmen Aufenthalt so bald verlassen mußte.

Als er einige Tage später trübselig vom Deck aus in die See blickte, schien der Capitain in einer

momentanen Anwandlung von Großmuth das Bedürfnis zu empfinden ihn aufzuheitern.

„Wenn Sie da hinüber nach Chagres kommen, können Sie viel Geld verdienen,“ sagte er.

Wessen blickte ihn verwundert an.

„Wie so denn?“ Er hatte es längst aufgegeben seine Umgebung an Bord zu überzeugen, daß er nicht des Verdienstes halber reise.

„Sie können auch nach Porto Bello gehen,“ sagte statt der Antwort der Capitain, „man nennt das Nest: la Sepultura de los Europeos, den Friedhof der Europäer; dort sterben sie wie die Fliegen.“

„Wer stirbt dort?“ fragte Wessen verwundert, „unsere Leute, die Europäer? Warum denn? Ich werde da gewiß nicht nach Porto Bello gehen.“

„Ist auch in Chagres gut,“ sagte der Capitain tröstend. „In Porto Bello, en la Sepultura, rechnet man zwei Drittel, in Chagres geht nur die Hälfte auf.“

„Aber wie? Warum?“

„Fieber! Jeder Europäer kriegt's; die Hälfte stirbt. Wenn Sie Mittel dafür haben und in den ersten acht Tagen nicht selbst hin werden, können Sie eine Goldunze für den Gang rechnen.“

„Herr meines Leben,“ rief Wessen entsetzt, „ich bin ja Doctor der Philosophie und nicht der Medizin.“

„Is mich egal,“ erwiederte der Capitain, der am Ende seiner Aufheiterungslust angelangt schien und sich ohne ein weiteres Wort in die Cajüte verfügte. —

In Chagres angelangt, fand Wessen, daß der würdige Capitain kaum zu viel gesagt hatte.

Zum Theil mit Wald umgeben, lag die Stadt am Ufer des Chagres, ihre Straßen glichen einem Sumpfe und die Luft in diesen Straßen einem mit übelriechenden Wasserdämpfen geschwängerten Dampfbade.

Die Bevölkerung bestand aus wenigen Farbigen, robusten Negern und aus einer Anzahl Europäer, welche Geschäfte oder ihr böser Genius dorthin geführt hatte.

Wessen war unzweifelhaft der einzige weiße Mensch, welcher „zum Vergnügen“ den reizenden Ort besuchte und die Hast, mit welcher ein Theil der erwähnten Europäer, welchen alle mehr oder weniger krank und elend aussahen, auf der „Hoffnung“ Passage zu nehmen suchten, zeigte das allgemeine Bestreben der Pesthöhle zu entfliehen.

Was den Capitain betraf, so machte er ohne

Zweifel prächtige Geschäfte, indem die armen Teufel ihre letzte Habe willig opferten, um die romantischen Ufer des Chagres zu verlassen und mit dem Leben davon zu kommen. Wessen sah ihn indessen nicht wieder und eilte in einem Gasthose Unterkunft zu finden. Sein guter Stern führte ihn in das Haus eines Franzosen, der eine Wirthschaft hielt und trotzdem daß seine Frau und Kinder dem Fieber erlegen waren, und ungeachtet daß er selbst fast ebenfalls ein Opfer desselben geworden wäre, seine gute Laune nicht vollkommen verloren hatte. Er gab ihm indessen den freundlichen Rath so bald als möglich Chagres zu verlassen.

„Sie werden viel auszustehen haben auf der Reise über den Isthmus, so kurze Zeit sie auch dauert, aber es ist besser Sie ertrinken auf dem Chagres oder brechen auf dem Knüppeldamme den Hals, als Sie sterben hier am Fieber oder siechen ein elendes Dasein dahin, und Eins von Beiden ist Ihnen gewiß.“

Dann gab er ihm Anleitung, auf welche Weise man die Reise über den Isthmus bewerkstelligt und bestellte zwei Neger, welche ihn zu Boote stromaufwärts führen sollten.

Als Wessen fragte, was die beiden verlangten, um die einen Tag lang dauernde Reise mit ihm zu machen, forderten sie achtzig Dollars.

Wessen zwang sich zu lächeln, da es ihm unziemlich schien, daß so untergeordnete Subjecte wie es Neger waren, sich erlaubten Scherz mit ihm zu treiben, aber der eine Neger setzte hinzu:

„Und zehn Dollars für das Boot.“

„Das Boot kann ich nicht brauchen,“ sagte Wessen ärgerlich, „ich reise zu Pferde weiter.“

„Ho,“ erwiderte grinsend der Schwarze, „sollen wir Euch bei den Beinen durch den Fluß ziehen? Die zehn Dollars sind M i e t h e für das Boot.“

„Seht zum Teufel!“ rief jetzt Wessen wüthend.

„Si, Sennor.“ Sie gingen. Wessen aber ging in den Wald nächst der Stadt, um seinen Aerger zu ver-gessen.

Dort schien ihm die Luft noch brückender als in der Stadt und als er in eine Art Röhricht gerathen war, wurde er von einer solchen Unzahl von Muskitos überfallen, daß er wie ein tollgewordenes Pferd planlos die Flucht ergriff. Zum Glück kam er nicht tiefer in den Sumpf, sondern in einen etwas hochstämmigen Wald, wofelbst die ersten lebenden Wesen,

deren er ansichtig wurde, zwei ziemlich große Schlangen waren, welche in den reizendsten Farben spielten und ihn mit Interesse anzublicken schienen, indem sie mit ihren breiten herzförmigen Köpfen, welche in der Mitte ihres zusammengerollten Leibes lagen, langsam allen seinen Schritten folgten.

Da Wessen wußte, daß alle Schlangen mit herzförmigem Kopfe Giftschlangen sind, ging er entsetzt weiter, um kurz darauf einer schwarzen Schlange zu begegnen mit ebenfalls obligatem herzförmigen Kopfe.

„Das und nicht Brasilien ist das wahre Hundeland,“ sagte er ingrimmig, „in welches mich dieser Schuft von Capitain gesetzt hat, ich wollte —“

Er brachte seine Verwünschung nicht zu Ende, denn in diesem Augenblicke slog eine kleine harte nußartige Frucht an seinen Kopf und als er aufwärts blickte, wurde er mit einem Hagel ähnlicher Wurfgeschosse überschüttet.

Eine Heerde Affen machte sich dieses unschuldige Vergnügen und als er, ohne alle Mittel zur Gegenwehr, schleunigst die Flucht ergriff, verfolgten sie ihn schreiend und Grimassen schneidend, indem sie endlich abgestorbene Baumäste, faules Holz und andere Gegenstände nach ihm schleuderten.

Triefend, in Schweiß gebadet und von den Muskitos übel zugerichtet, kam er zu Hause an.

Er hoffte die beiden Schwarzen würden sich eines Bessern besonnen haben und ihm ihre Dienste billiger anbieten, aber sie erschienen nicht und als man endlich nach andern Fährleuten sendete und mit ihnen unterhandelte, forderten diese hundert Dollars und zwanzig Dollars „für das Boot.“

Er schlug endlich ein, da ihm der Franzose sagte, daß die Nächsten, die er würde rufen lassen, abermals mehr fordern würden.

„Wir sind tyrannisirt von diesen schwarzen Schuften,“ sagte er, „denn Niemand kann hier arbeiten, als eben sie und das Geld, welches wir den Durchreisenden abnehmen, erpressen sie wieder von uns. Der Teufel mag übrigens wissen, wo sie es hinbringen und was sie damit anfangen, denn sie sind alle Lumpe.“

Des andern Tages machte Wessen, wie wir wissen, die angenehme Fahrt auf dem Chagres, das Land verwünschend, in welchem blos Muskitos, Giftschlangen, Neger und Affen sich wohlbesinden. Man hatte ihn, wie das dort gebräuchlich und wie wir gesehen haben, mit Laubwerk bedeckt, theils um die sentrecht

Strahlen der Sonne von ihm abzuhalten, theils ihn wenigstens einigermaßen vor den Muskitos zu schützen, welche auf dem Flusse noch häufiger als am Lande zu treffen waren. Trotzdem war er bereits jämmerlich zerstoßen und seine Nase gleich einem Kürbisse von Purpurfarbe.

Jetzt aber sagten ihm die Neger, daß er aufstehen und helfen müsse das Boot über eine Untiefe hinweg zu bringen, und nachdem er, bis über den Gürtel im Wasser stehend, alle seine Kräfte angestrengt hatte, das ziemlich schwere Boot über einige Baumstämme und Felsenstücke zu heben, nahm er, durchnäßt wie er war, seine frühere Stellung wieder ein und erging sich in angenehmen Betrachtungen, wie zweckmäßig diese Rasse hinsichtlich des Fiebers wirken werde.

Nachdem noch mehrmals ähnliche Abwechselungen stattgefunden hatten, gelangte man mit Einbruch der Nacht an das Ziel der Fahrt.

Die Neger schleppten das Gepäck unseres Reisenden in eine kleine Hütte, die sie als den „Gasthof“ bezeichneten, verlangten grob ein Trinkgeld und verschwanden, als sie es erhalten, unartig lachend, im Dunkeln.

Wessen betrachtete sich nun das Hôtel, in welchem er die Nacht zubringen sollte. Es bestand aus einer Lehmhütte, die nicht mehr als ein einziges Gemach bot, in welchem man, wie er später erfuhr, ein Feuer anzündete. In die Mitte des Zimmers stellte der Wirth, ein starker alter Neger mit grauem Haare, die Effecten unseres Reisenden, während eine ziemlich hoch an der Decke angebrachte Hängematte sein Lager bilden sollte. Nachdem diese Vorrichtungen getroffen waren, und Wessen, den der Hunger peinigte, zu essen verlangte, brachte ihm der Neger einen Napf mit gequelltem Reis, ein Glas Brantwein und einen mäßigen Topf mit Kaffee.

Brot und Fleisch war nicht vorhanden.

Er ergab sich geduldig in sein Schicksal, ja als er den Reis verschlungen, den Kaffee getrunken und jetzt ein zweites Glas des nicht eben schlechten Brantweins genossen hatte, kam eine gewisse Gemächlichkeit über ihn.

Wem ist unter ähnlichen Umständen nicht schon dasselbe begegnet?

Er brannte sich eine Pfeife an, und da er der spanischen Sprache vollkommen mächtig war, beschloß er sich mit dem Hôtelbesitzer in ein Gespräch einzulassen.

Aber es wollte nicht recht in Fluß gerathen, denn

als er zuerst nach den Mitteln fragte, um des andern Tages seine Reise weiter fortzusetzen, sagte der würdige Gastwirth:

„Morgen, Sennor, morgen! Solche Geschäfte macht man bei Tage besser ab. Doch hoffe ich,“ setzte er mit einem Tone hinzu, welcher dem ersten Gastwirth Europa's Ehre gemacht haben würde, „ich hoffe, daß Ihr Euch längere Zeit in unserer lieblichen Gegend aufhalten werdet.“

Hierauf aber ersuchte er Wessen sich in seine Hängematte zu begeben, indem die „unteren Plätze“ bereits für einige andere Caballeros bestimmt seien.

Er stellte mit diesen Worten einen kleinen zerbrechlichen Schemel auf einen der Koffer seines Gastes, reichte ihm die Hand, um ihm behilflich zu sein, und ehe unser Freund sich recht besinnen konnte, lag er in der Hängematte, welche der Neger mit einem kräftigen Rucke in Bewegung setzte und sich hierauf nicht weiter um ihn kümmerte.

„Schlaf, mein Kindlein, schlaf!“ summt Wessen in einem Anfälle von Selbstironie, aber in diesem Augenblicke erschienen sechs bis acht Neger, die Caballeros, für welche die unteren Plätze bestimmt waren und begannen die ganze Nacht zu zechen und zu spielen, ohne indessen von ihm die geringste Notiz zu nehmen, während er sie ungestört beobachten konnte.

Sie hatten auf seinen Koffern und Reisegeräthschaften Platz genommen, welche sie je nach Bedürfniß als Stuhl oder Tisch verwendeten, und er fragte sich, wie sie wohl ohne diese zufällig vorhandenen Gegenstände ihre Bequemlichkeit gefunden haben würden. Dann verwunderte er sich über die Mengen von Brantwein, welche sie zu sich nahmen, und sah mit Erstaunen auf die bedeutenden Summen von Gold und Silber, welche sie, wie es schien, gleichgiltig gewannen oder verloren.

So gern er aber auch ihr Gespräch belauscht hätte, so verstand er dennoch nicht ein einziges Wort, obgleich er deutlich spanische Laute unterschied. Ohne Zweifel bedienten sie sich eines eigenthümlichen Jargons. Auch belästigte ihn der Qualm ihrer Cigarren und der Rauch des Feuers bedeutend, allein er tröstete sich damit, daß dieser Dampf die Muskitos abhielte, von welchen er in der That nicht im mindesten belästigt wurde. Da ihn ferner das rasch genossene geistige Getränk in eine angenehme Stimmung versetzt hatte, so begann er sich ganz behaglich zu fühlen und sich mit seiner Reise über den Isthmus fast vollständig auszujoßen.

Zwar fiel ihm ein, daß er von Cruzes wenig und

von den Ufern des Chagres nichts gesehen hatte, da er auf dem Grunde des Bootes gelegen und mit Blättern bedeckt war, aber er tröstete sich:

„Morgen,“ sagte er zu sich selbst, „werde ich, reisend, Alles genau beobachten, und was das Bisherige betrifft, so werde ich weiter — — decoriren.“ er drang sich selbst das Wort auf statt eines andern, weniger anständigen. Unter solchen Gedanken entschlummerte er endlich trotz dem Lärmen der schwarzen Caballeros.

Als er am andern Morgen nicht ohne Mühe den Boden erreicht hatte, ging er ins Freie, theils um sich die Gegend zu betrachten, theils um die Mittel zum Weiterkommen zu erlangen, denn obgleich er sich bis jetzt noch vollkommen gesund fühlte, wünschte er doch keineswegs länger als unumgänglich nöthig in dieser Fieber-Atmosphäre zu verweilen. Er fand indessen Alles in einen dichten Nebel gehüllt, der dumpfig, schwer und einen schlimmen, höchst widerwärtigen Geruch verbreitend, sich über die Umgegend gelagert hatte.

Die Richtung, in welcher der Chagres fließen mußte, konnte er nur durch das Geräusch seiner Wellen unterscheiden, und daß er sich auf einer keineswegs großen Waldlichtung am Ufer des Flußes befand, zeigten ihm die allenthalben über den Nebel hervorragenden Gipfel stärkerer Bäume. Auch glaubte er in einer gewissen Entfernung einige Negerhütten zu bemerken. Da er noch überdies in dem sumpfigen Boden mit jedem Schritte bis über die Knöchel einsank, kehrte er wenig befriedigt bald nach Hause zurück, und da er sich der Hütte von einer anderen Seite näherte, sah er an der Außenseite derselben eine roh construirte große Waage stehen, deren Zweck ihm, in dieser Abgeschlossenheit, anfänglich nicht vollkommen klar war. Indessen kam er bald auf den Gedanken, daß dieselbe bestimmt sei, Kaufmannsgüter zu wiegen, und war erfreut sich doch an einer wenigstens durch Handelsleute belebten Straße zu befinden.

Sein Wirth, den er hierauf bat ihm Pferde zu verschaffen, um abreisen zu können, machte kaum eine Miene ihn zu längerem Bleiben zu bestimmen, aber er sagte ihm, daß man hier allein sich der Maulthiere bediene, und daß er ihm solche besorgen wolle.

Bald darauf erschien ein Neger, welcher aus Gefälligkeit gegen die Reisenden, wie er sagte, dann und wann sich herbeiließ ein oder das andere Maulthier zu vermietthen.

Wessen fragte ihn, was er verlange, ihn und sein Gepäck nach Panama zu schaffen.

Statt der Antwort ging der Schwarze zu der

Stelle, an welcher die Effecten Wessens standen, betrachtete sie lange und aufmerksam und schritt hierauf einige Male langsam um dieselben herum. Hierauf blickte er unseren Reisenden schweigend an, indem er sich mit der Hand das Kinn rieb wie ein Mann, der nachdenkt oder eine schwierige Kopfrechnung zu vollführen im Begriffe ist.

„Nun?“ fragte Wessen.

Der Schwarze warf einen prüfenden Blick auf die Koffer und Reisetaschen, dann sagte er, indem er leicht mit dem Kopfe nickte, als glaube er jetzt das Rechte gefunden zu haben:

„„Ihr braucht vier Thiere, eins für Euch, zwei für das Gepäck, und wieder eins für mich, der ich Euch begleite.““

„Nun,“ sagte Wessen, „und was kosten die vier Thiere?“

Wessen war nach den in Cruzes gesammelten Erfahrungen fast erstaunt, daß man ihm nicht mehr abverlangt hatte.

„Fünfzig Thaler!“

„Gut,“ sagte er, „ich zahle Euch jetzt sogleich fünf und zwanzig Dollars und die andere Hälfte drüben in Panama.“

„„Oh!““ erwiderte ruhig der Neger, „„das Geld für die Maulthiere macht zweihundert Thaler.““

„Für ein Thier fünfzig Thaler!“ rief Wessen ganz erstaunt und erschrocken.

„„Ja,““ lautete die lakonische Antwort.

„Aber es ist ja unerhört! Fünfzig Thaler für kaum zwei Tage! Was kostet denn ein Maulthier, wenn man es kauft?“

„„Fünf und zwanzig Dollars,““ sagte der Schwarze mit einer an die größte Unverschämtheit grenzenden Ruhe, „„aber, — wir verkaufen keines.““

Wessen bemeisterte seinen Zorn, denn er hatte eine dunkle Ahnung, daß er mehr würde zahlen müssen, schlug er nicht sogleich ein.

„Können wir sogleich abreisen?“ sagte er.

Der Schwarze nickte.

„Gut,“ rief Wessen, „so macht, daß wir aus diesem Höllenloche fortkommen!“

Nach einiger Zeit brachte der Neger mit Hilfe einiger halberwachsener jungen Bengel zwei mit Reitsätteln versehene Maulthiere, und zwei solche mit Packsätteln. Dann trat er zu Wessen und sagte, indem er die Schultern zog:

„Diese Maulthiere kosten sechzig Thaler das Stück, die für fünfzig sind nicht zu Hause.“

Wessen hatte ein Schimpfwort auf der Zunge und fühlte, wie ihm das Blut gegen den Kopf stieg — aber: Unter Larven die einzige fühlende Brust! Er schwieg, und gab bloß durch ein Reigen des Hauptes seine Einwilligung zu erkennen.

Jetzt sollte er die Bestimmung der großen Waage kennen lernen, welche er vorhin gesehen hatte.

Man warf sein Gepäck auf dieselbe und wog, und der Maulthierbesitzer gab sich den Anschein als wäge er mit der außerordentlichsten Sorgfalt und Genauigkeit. Hierauf summirte er die aufgelegten Gewichte, trat zu Wessen und sagte mit dem Ausdruck eines Mannes, der eine schwere Arbeit zu seiner Zufriedenheit beendet hat:

„Fünf und neunzig!“

„Was soll das heißen?“

„Das heißt: Fünf und neunzig Dollars, welche Ihr zu zahlen habt, denn Ihr könnt doch nicht verlangen, daß meine Thiere Euer Gepäck umsonst tragen.“*)

Jetzt riß endlich dennoch die Geduld Wessens, und er erklärte wüthend, daß er sich auf solche Art nicht pressen ließe, es möge daraus erfolgen was da wollte.

„Wenn Ihr hier bleiben wollt, Sennor,“ sagte der Neger mit unendlicher Ruhe, „so werden Eure Begräbniskosten uns das Doppelte einbringen. Die Leichenbegräbnisse der am Fieber Gestorbenen sind theuer, sehr theuer!“

Wessen wollte ihm zornig erwidern, daß er eher hundertmal sterben als sich auf eine solche Weise bestehen lassen möchte, aber er bedachte, daß er vollkommen in der Gewalt dieser Schurken wäre, und daß sein Eigenthum, im Falle er dem Fieber wirklich erliegen sollte, sämmtlich in ihre Hände gerathen würde. Er sagte daher mit verbissenem Grimme dem Neger, daß er einwillige und wiederholte, daß er ihm die Hälfte jetzt, die andere in Panama zahlen würde.

„Man zahlt stets hier das Ganze,“ versetzte dieser, „denn sollte Euch unterwegs Etwas zustoßen, so läme ich um meinen sauer erworbenen Verdienst, denn

*) Alle diese Züge sind keineswegs übertrieben, sondern buchstäblich wahr, und die Underschämtheit der Schwarzen kannte, ehe die Eisenbahn über den Isthmus gebaut wurde, keine Grenzen. Einem meiner Freunde, einem deutschen in Santjago ansässigen Kaufmanne, nahm man in Panama für ein Maulthier, das sein Gepäck bis an die Ufer des Chagres bringen sollte, hundert Dollars ab, für jedes Pfund desselben mußte er ebenfalls einen Dollar zahlen, und für eine Tasse Kaffee verlangte man in einer Schenke vier Dollars, in einer andern einen, eben vollkommen nach der Laune des Gastwirths, oder vielleicht je nach seinen augenblicklichen Geldbedürfnissen.

an Euerem Nachlasse würde ich um alle Schätze der Welt mich nicht vergreifen. Oder:

„Ihr könnt unterwegs plötzlich vom Fieber befallen werden und rasch sterben, denn wir passiren jetzt die ungesundesten Strecken.

„Ihr könnt stürzen und den Hals brechen, denn die Wege sind leider sehr schlecht.

„Ihr könnt auch von Räubern überfallen und ermordet werden, es giebt viele böse Menschen auf der Welt.

„Es wäre eben ferner leicht möglich — —

Wessen wollte diese vierte Möglichkeit nicht mehr hören, er winkte dem Manne zu schweigen und zahlte, ebenfalls schweigend, die geforderte Summe.

„Muß ich nicht auch noch für Eure Begleitung etwas zahlen?“ fragte er mit verbissener Wuth.

„Ein Trinkgeld werdet Ihr einem armen Schwarzen nicht verweigern,“ versetzte jener höflich, und nachdem Wessen seine Zecher bezahlt, welche er fast billig fand, trotzdem daß sie um das Hundertfache zu theuer war, machte man sich endlich auf den Weg, das heißt man ritt langsam durch einen Sumpf, in welchem, trotz der Uebung, welche die Maulthiere zu besitzen schienen, doch die Gefahr des Steckenbleibens augenscheinlich vorhanden war, und in welchem der voranreitende Neger der einzige Anhaltspunkt war, da keine Spur irgendwo zu erblicken, daß ein lebendiges Wesen jemals vorher die morastige Fläche überschritten.

Dabei schien sich der Nebel verkörpern zu wollen, so schwer und undurchdringlich hatte er sich auf den Sumpf gelagert.

Nachdem man sich vielleicht eine halbe Stunde lang, die indessen Wessen bereits eine Ewigkeit erschien, in diesen angenehmen Verhältnissen fortbewegt hatte, wurde der Boden so unsicher und morastig, daß ein weiteres Fortkommen kaum möglich schien, aber plötzlich wendete sich der Neger nach Wessen um und rief:

„La calzada!“

Gleichgiltig sah der Letztere, daß das Maulthier des Negers einige Augenblicke lang steil anstieg, hierauf folgte das Thier Wessens und dann die ihm folgenden Saunthiere, und man befand sich jetzt: en la calzada, auf dem Knüppe Idamme, der ehemals von den Spaniern erbaut worden war, früher berühmt, später berüchtigt, jetzt ohne Zweifel bald vergessen.

(Fortsetzung folgt.)

F e u i l l e t o n .

(Das Neujahrsest in China.) Es giebt vielleicht kein Volk in der Welt, welches weniger Fest- und Feiertage hat als die Chinesen; die hauptsächlichste und fast einzige Festzeit ist das Neujahr, was auch der Grund ist, weshalb das gesammte himmlische Reich um diese Zeit förmlich außer sich ist. Kaum nähert man sich dem Ende des Jahres, so verlassen Reiche und Arme ihre Geschäfte, alle Bureaus werden geschlossen und Jeder eilt in die Tempel und dann an die verschiedenen Vergnügungsorte, um sich gehörig göttlich zu thun. Alle schwebenden Geschäfte müssen am Neujahrsmorgen zur Zufriedenheit der Parteien im Reinen sein und die Amtsgewalt der Mandarinen bleibt zehn Tage hindurch aufgehoben. Am Abend des letzten Jahrestages wacht alle Welt bis Mitternacht, um welche Stunde ein ungeheurer, endloser Lärm von abgefeuerten Schießgewehren und abgebrannten Raketen und Freudenfeuern beginnt, so daß die Luft förmlich mit Salpeter geschwängert ist. Von Mitternacht bis zum anbrechenden Tage ist Jedes mit der Ausübung religiöser Gebräuche und Ausschmückung der Wohnung beschäftigt und vom frühesten Morgen an belagert eine unzählbare Menschenmenge die Tempel. Die Neujahrseierlichkeiten heißen im Chinesischen „Sores Kin“ und man begeht sie in vier Tempeln, welche an den vier Ecken der Stadt gebaut sind; jedes Haus wird mit neuen Laternen versehen, an die Hausthür oder an diejenige Ecke des Hauses, wo die Hausgötter aufgestellt sind, klebt man rothes Papier, das ganze Meublement der Wohnung wird soviel als möglich erneuert und die Hauptsache ist, daß die ganze Familie sich mit den schönsten Kleidern schmückt. Dieses Letztere wird sogar als unbedingt nothwendig angesehen, denn ein Chinese würde glauben, das ganze Jahr in Armuth zubringen zu müssen, wenn er am Neujahrstage nicht gut gekleidet wäre; deshalb wendet er auch alle Mittel an, sich gute Kleider zu verschaffen, und er macht sich kein Gewissen daraus, solche zu stehlen, wenn er sie nicht kaufen kann.

Dem Gesetze nach muß das Neujahrsest zehn Tage lang dauern, allein man verlängert oft die Dauer desselben um das Doppelte.

Der erste Tag heißt der Tag der Vögel; dieses Fest wird zur Erinnerung daran gefeiert, daß die Vögel, eine der Lieblings Speisen der Chinesen, ihnen durch die Hand der Götter zur Nahrung gegeben wurden; man enthält sich an diesem Tage des Fleischessens und die Strenggläubigen fasten sogar ganz.

Der zweite Tag heißt der Tag der Hunde. Die Chinesen verehren nämlich die Hunde so, daß sie eigene Arbeiter haben, welche beauftragt sind, Särge für die todtten Hunde zu zimmern; sie glauben nämlich, daß einer ihrer Weisen durch einen Hund vom Tode gerettet wurde, weil derselbe den Mörder, welcher dem weisen Manne an's Leben wollte, gefressen habe, und dennoch essen die Chinesen mit großer Vorliebe das Hundefleisch, was als eine eigenthümliche Inconsequenz erscheint.

Der dritte Tag ist der Tag der Schweine und es ist bei dieser Feier wie bei der des vorhergehenden: die Chinesen verehren das Andenken an eines dieser Thiere, welches einer Legende zufolge ein kostbares Schriftstück aus einer Feuersbrunst rettete; deshalb enthalten sie sich auch an diesem Tage vom Genuß des Schweinefleisches.

Der vierte Tag wird der Tag der Schafe genannt und ist dem Andenken von Pun-Kvon-Bengor geheiligt, einem Hirten, welcher vor Zeiten in der tiefsten Armuth lebte, sich blos von Kräutern nährte und in Baumrinde kleidete, aber das Verdienst besaß, dem chineesischen Volke den Nutzen der Schafwolle kennen zu lehren.

Der fünfte Tag heißt der Tag der Kühe und die Legende erzählt darüber Folgendes: Eine Kuh fand einst ein verlassenes kleines Kindlein, dessen Eltern umgekommen waren oder es ausgekehrt hatten, und nährte dasselbe mit ihrer Milch, bis es herangewachsen war. Aus dem Kinde wurde später ein mächtiger Mandarin, welcher aus Dankbarkeit seiner Ernährerin und Pflegemutter einen Tempel errichtete. Aus dieser Ursache enthalten sich viele Chinesen gänzlich des Rindfleisches und Andere entsagen dem Genuße desselben vom 40. Jahre an, weil sie dadurch ihr Seelenheil gefährdet glauben.

Der sechste Tag hat den Namen Tag der Pferde und man hat die Feier desselben angeordnet, um der Zucht und Pflege dieser edlen Thiere mehr Berücksichtigung zu verschaffen und das Volk davon abzuhalten, dieselben übermäßig durch Lastentragen und Ziehen anzustrengen.

Der siebente Tag ist dem Menschen geweiht und dem hochverehrten Pon-Tso, welcher die Chinesen lehrte, sich von Reis, Getreide und Fleisch zu nähern, gewidmet.

Auch der achte Tag, der Tag der Körner, ist Pon-Tso gewidmet und ebenso der neunte Tag, welcher Mo-Jat, der Tag des Flachses heißt, weil es ebenfalls der würdige Pon-Tso war, welcher die Kinder des himmlischen Reiches den Nutzen dieser Pflanze kennen lehrte.

Wie die Europäer, machen auch die Chinesen einander am Neujahrstage Besuche und Geschenke und schicken große Glückwunschkarten mit einem Holzschnitt verziert, welcher die drei hauptsächlichsten Glückseligkeiten veranschaulicht, deren der Mensch nach ihrer Ansicht auf Erden genießen kann, und zwar: einen Leibeserben, ein öffentliches Amt und Avancement in demselben und langes Leben. Diese drei Wünsche sind unter den Gestalten eines Kindes, eines Mandarins und eines Greises nebst einem Storche dargestellt, welcher letzterer bei ihnen als Symbol eines hohen Alters gilt. Diese Karten sind auf rothes Papier gedruckt und enthalten außerdem noch einen Wunsch, wie: „Möge dein Glück blühen! Ich grüße dich ehrfurchtsvoll.“ v. F.

(Die Weihnachtsfeier der deutschen Künstler in Rom.) Die Gesellschaft der deutschen Künstler in Rom pflegt den Weihnachtsabend in heimatischer Weise zu feiern und der Christbaum darf dabei vor allen Dingen nicht fehlen. Schon Wochen vorher arbeiten viele Hände an der Ausschmückung desselben und aus Papier, Watte und Draht entstanden die naturgetreuesten

Blumen, Thiere und Vögel, die den Christbaum zieren sollten, der denn auch so prächtig war, wie ihn nur eine Künstlerphantase schaffen kann. Ein hoher, dichtbelaubter Lorbeerbaum ersetzte die nordische Fichte; in seinem dunkelgrünen Laube leuchteten Rosen und Camilien in der glühendsten Farbenpracht; Garben von Fuchsen, Winden, Rohnblumen, Hortensien in allen Farbenabstufungen, dunklen Passionsblumen, üppigen Aoeblüthen und die riesigen phantastischen Kelche der scharlachrothen Campagnen-Kalla glänzten in dem Lichte der unzähligen Wachskerzen, daneben hingen Orangen, Feigen, Äpfel und vergoldete Kränze und auf den Zweigen lebte eine ganze Thierwelt. Da trocken Eidechsen am Stamme empor, Frösche saßen unter den Blättern, eine Schlange wand sich um den Stamm, goldglühende Käfer schienen mit den Flügeln zu summen, eine goldene Spinne, welche auf dem Rücken die preussische Kolarbe trug, wob ein Netz, in dem sie zahlreiche Fliegen zu fangen suchte, Schmetterlinge wiegten sich auf den Blüthen, selbst der Scorpion fehlte nicht. Auf den Blättern der Victoria regia sah man einen Schwan, auf einem der Aeste ein Eichhörnchen und Tauben, Waldbögel groß und klein, Libellen und Nachtfalter bevölkerten die oberen Regionen des Saales. Ueber dem Baume an der Decke schwebte ein lebensgroßer Weihnachtsengel und vor ihm der leitende Stern; unter dem Baume aber lagen zierlich aufbereitet Kinderspielsachen und Zuckerwerk aller Art für die Kinder der Vereinsmitglieder, welche die deutsche Weihnacht feiern sollten. Am Abend sammelte sich eine zahlreiche Gesellschaft von Herren, Damen und Kindern in dem Empfangsalon; eine Bach'sche Fuge, meisterhaft durch ein Streichquartett und eine Orgel ausgeführt, ertönte und zu gleicher Zeit öffneten sich die Flügelthüren eines Nebenzimmers und man erblickte magisch beleuchtet, von rosigem Lichte übergossen, eine herrliche Marmorgruppe, eine sitzende Madonna mit ausgebreiteten Armen, als wolle sie die ganze Welt an's Herz drücken und das Christuskind stehend auf ihren Knien. Eine feierliche Stille zeugte von der ergreifenden Wirkung, welche die aus dem dunkeln Raume hervorstrahlende Madonna und die herrliche Musik hervorbrachten. Und als die letzten Akkorde verklungen waren, da öffneten sich andere Thüren und von dem Weihnachtsbaum strahlte den Eintretenden ein Meer von Licht entgegen. Die Kinder waren anfangs stumm vor Staunen und Freude, bald aber erhob sich ein betäubender Lärm von Kindertrompeten, Trommeln und Pfeifen und es war ein schöner Anblick, die jubelnden Kindergesichter, die rosigten Frauen und Mädchengesichter mit blondem Haar und blauen Augen, dazwischen hier und da eine gluthäugige Italienerin und die Kindermädchen in ihrem bunten Trasteveriner und Albaner Sonntagsstaat. Nachdem die Damen und die Kinder fort waren, setzten sich die Männer zum Abendischmause und vertheilten unter einander gegenseitig die humoristischen Geschenke, welche für jeden bestimmt waren und die alle mit einem Gedicht oder Begleitschreiben versehen sein mußten.

v. F.

(Eine Mystification.) Eine Dame aus Pesth, eine junge und vermögende Wittwe, welche einen Theil des Jahres in Wien zuzubringen pflegte und sich dort eine eigene Häuslichkeit eingerichtet hatte, machte in der Residenz die Bekanntschaft eines jungen Mannes, der ihr seine Hand antrug, die auch von der schönen Wittwe angenommen wurde. Bald sollte die Hochzeit vor sich gehen, doch hielt es die Braut zuvor für nothwendig, nach Pesth zu reisen, um dort ihre Angelegenheiten in Ordnung zu bringen; nach ihrer Rückkehr war die Vermählung angefeht. Das Schicksal wollte es indessen anders; das Herz der Schönen wurde von einem zweiten Pfeile Amor's getroffen, sie verliebte sich in einen echten Magyaren und entschied sich rasch genug, dem Pesther Freier ihre Hand zu reichen und dem Wiener Bräutigam seinem stillen Schmerze zu überlassen. Doch war es ihr darum zu thun, um den Scheit der Wankelmüthigkeit von sich abzuwenden, dem Wiener Verlobten ihre Sinnesänderung zu verbergen, ihm jedoch — ohne einen Korb zu geben — in einer rührenden Weise anzuzeigen, daß sie in diesem Leben für ihn verloren sei. Sie wählte hierzu ein tragikomisches Auskunfts-mittel, das sie schließlich mit bitteren Erfahrungen und bedeutenden Gelbtausgaben bezahlen mußte. Unsere Schöne setzte nämlich eine Todesanzeige auf, einen dort sogenannten Partezettel, worin ihr Tod von den Familiengliedern mit kummervollem, betrübtem Herzen allen Freunden und Bekannten angezeigt wurde, ließ diesen Partezettel in mehreren Exemplaren drucken und schickte ein Exemplar davon an den Wiener Bräutigam. Es ist uns nicht bekannt geworden, welchen Schmerz dieser bei der Hiobsnachricht gefühlt haben mag, Thatsache ist jedoch, daß er dem Eigenthümer des Hauses in Wien, wo die Dame ihre Wohnung hatte, von ihrem Ableben Mittheilung machte. Dieser erstattete seinerseits der zuständigen Gerichtsbehörde die pflichtschuldige Anzeige und es begann die fattsam bekannte, mit Versiegelung und Inventaraufnahme verbundene Verlassenschaftsabhandlung über den Nachlaß der Dame in ihrem Wiener Logis, wie das österreichische Gesetzbuch selbe vorschreibt. Die gute Dame hatte hieran gar nicht gedacht und wünschte in den Besitz ihrer Effecten zu gelangen. Sie schrieb als die Schwester und Erbin der Dahingefiedenen an den Hausbesitzer in Wien und erfuhr von diesem, daß sie die Sachen vom Gericht zu reclamiren habe. Nun nahm die Sache aber eine andere Wendung; sie sollte durch Papiere und Documente das Erbrecht auf den Nachlaß den Gesetzesparagraphen entsprechend nachweisen und es blieb der schönen Wittwe nun nichts Anderes übrig als schon diesseits ihre Auferstehung von den Todten zu feiern. Sie gestand reumüthig, daß ihr Tod nur ein Scherz gewesen, das Gericht erblickte jedoch darin eine Mystification der Behörde und der Dame erwuchsen daraus allerhand Fatalitäten. Sie mußte nun den Beweis herstellen, daß sie wirklich am Leben sei und sämtliche Unkosten bezahlen, welche aus der richterlichen Verlassenschaftsabhandlung erwachsen waren. v. F.